

Alfred Gross

Alfred Gross erzählt aus seinem Leben

Ein Zeitdokument

© 2017 Alfred Gross

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors: Buchschmiede von
Dataform Media GmbH, Wien

Hardcover: 978-3-99070-169-0

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

- VORWORT -

Geschichten aus seinem Leben hat er immer gerne erzählt. Als kleine Kinder saßen mein Bruder Walter und ich am Küchenbankl und lauschten gespannt den Ausführungen unseres Vaters.

Einmal schilderte er lebhaft Begebenheiten aus seiner Kindheit und Schulzeit in Erdberg, wo er seine Kindheit und Jugendzeit verbrachte. Bloßfüßig habe er damals mit seinen Freunden mit Fetzenlaberl und Fitschipeil die Gschtettn unsicher gemacht.

Oft erwähnte er dabei seinen großen Bruder Hans, der ihm sowohl Freund als auch Vaterersatz war.

Bei den Schilderungen aus der Zeit seiner Ausbildung zum Leichtmatrosen auf dem Schulschiff „Deutschland“ spürte man seine Begeisterung für die Seefahrt. Der Ausbruch des zweiten Weltkrieges hat aber leider seine Karriere zum Schiffsoffizier jäh unterbrochen.

Ein anderes Mal fesselte er uns mit Anekdoten aus seiner Kriegsgefangenschaft in Afrika. Eindrucksvoll habe ich immer noch die Erzählung von der Flucht einiger seiner Kameraden aus dem Gefangenenlager in Erinnerung. Sie wurden von den französischen Soldaten verfolgt und landeten schließlich, nachdem sie mit einem von Einheimischen „geborgten“ Einbaum im reißenden Niger gekentert waren, in den hungrigen Mäulern der Krokodile.

Fasziniert genossen wir auch sein zeichnerisches Talent. Mit wenigen geschickten Bleistiftstrichen ließ er Elefanten, Adler und andere eindrucksvolle Tiere vor unseren Augen entstehen.

Weitere Produkte seiner Phantasie: Zu einem Jubiläum der Volksschule Aspern Allee malte er ein fotorealistisches Aquarell des alten Backsteinbaues. Für seine Dienststelle der Schiffs-Zollwache zeichnete er den detailgenauen Verlauf der Donau von Passau bis Preßburg.

Schriftstellerisch betätigte er sich bisher nur über die Korrespondenz mit Verwandten, Bekannten und Freunden in der ganzen Welt. Meines Wissens waren seine Briefe wegen ihrer inhaltlichen und handschriftlichen Akribie sehr geschätzt.

Dieses Buch vereint zwei seiner Talente. Als Zeitzeuge dokumentiert er seine persönlichen Erlebnisse ab seiner Geburt bis in die Nachkriegszeit. Die Zeichnungen sind im Original zwischen 1943 und 1946 in Afrika entstanden. Viele weitere sind verloren gegangen oder Vater hat sie an Kameraden verschenkt.

Wien, im Juni 2017

Helmut Gross

Inhalt:

Kindheit und Jugend.

Ein „Straßenkind“ wächst in Erdberg auf.

Als Kadett auf dem Schulschiff „Deutschland“.

Harte Arbeit und bedingungslose Disziplin stehen im Mittelpunkt.

Kriegsgefangenschaft.

Erinnerung an eine Vergangenheit, welche kaum verblasst.

Im Arbeitslager in Mali.

Überlebensstrategien prägen den Alltag.

Das Kriegsende schürt die erste Hoffnung auf Heimkehr.

Unterwegs, aber nicht in die Heimat.

Der Leidensweg macht in Marokko Station.

Neuerlich hinter Stacheldraht.

Der Abschied von Afrika.

Die Hoffnung auf eine baldige Heimkehr, Teil 1

Zurück nach Europa

Die Hoffnung auf eine baldige Heimkehr, Teil 2

Endlich in der Heimat,

aber noch nicht zu Hause.

Die lang ersehnte Ankunft in Wien.

Endlich wirklich zu Hause!

Dienstantritt als Zöllner in Markthof.

Ein neuer Lebensabschnitt nimmt seinen Lauf.

Kindheit und Jugend.

Ein „Straßenkind“ wächst in Erdberg auf.

Am 10. Oktober 1923 im 2. Stock des Hauses Erdbergstraße 15 / Ecke Parkgasse erblickte ich das Licht der Welt – angeblich ein nebelverhangener, kalter Tag, ein Mittwoch soll es gewesen sein.

Das große Zimmer, in dem ich als Frühgeburt (sieben Monate) zur Welt kam, war ungeheizt. Es gab in der Wohnung nur eine Heizgelegenheit und diese befand sich in der ebenfalls großen Wohnküche. Diese Umstände waren wahrscheinlich die Ursache dafür, dass ich, kaum auf der Welt, sogleich ordentlich erkältet war. Die Ärzte im Mautner-Markhof-Kinderspital untersuchten mich, und dann wurde ich in die Abteilung für Frühgeborene gebracht. Meiner Mami ließ man wenig Hoffnung, dass ich die Bronchitis überstehen würde. Nach ein paar Tagen holte mich Mami wieder mit nach Hause und bettete mich, das kranke, schwache Häuflein Leben in den Wäschekorb, über den sie heiße, mit Kamillentee getränkte Tücher legte, und siehe da, diese einfache Behandlung half! Ich, das kranke Baby hustete und rülpste den Schleim heraus. Diese Geschichte von meiner wunderbaren Heilung wurde mir von meiner Mami später hundertmal erzählt. Ich wurde ordentlich aufgepäppelt, sodass ich die Kinderkrankheiten, welche ich in den folgenden Jahren bekam, gut überstehen konnte.

Meine Erinnerungen reichen zum Teil bis ins Babyalter zurück. Ich war sicher noch keine zwei Jahre als ich, im Kinderwagen stehend, eine Etage abräumte. Es war herrlich, wie die Gläser und Krüge herunterfielen und auf dem Fußboden zerschellten....

Meine Mutter musste ein schweres Schicksal erleiden. Ihr erster Mann fiel gleich zu Beginn des ersten Weltkrieges. Oft hat sie diese traurige Geschichte erzählt. Ein Soldatenkamerad aus dem selben Ort Bergen / Südmähren, hat ihr berichtet, wie Johann an der Front in Russisch-Polen bei Stari Samog ums Leben kam. Sogar jede schaurige Einzelheit hat ihr dieser Kriegskamerad erzählt. Aus der Ehe mit Johann Wedel waren zwei Halbweisen da, Therese und Johann, meine Halbgeschwister. Johann

(„Hansi“) zehn Jahre älter als ich, war für mich die zweitwichtigste Erziehungsperson. Mein Vater, Anton Gross, ist, als ich noch sehr klein war, aus meinem Bewusstsein verschwunden, nachdem sich Mami scheiden ließ. Mein Vater war leider kein Familienmensch. Er soll sich mit fremden Weibern vergnügt haben, während Mami zu Hause am Stickrahmen saß, um das Familieneinkommen ein wenig aufzubessern, denn als sogenannter länger dienender Soldat (Wehrmann), sogenannter Zwölfender, verdiente mein Vater nicht allzu viel.

Unsere Mutter wird wahrscheinlich lange nichts von seinem Doppelleben gewusst haben, da er ja auch dienstlich oft tagelang nicht nach Hause kommen konnte. Wahrscheinlich war auch der große Altersunterschied Schuld, dass die Ehe meiner Eltern zu Bruch ging. Vater war 23 und Mutter 36 Jahre alt, als sie heirateten. Nun wurde das Leben für unsere Mutter noch schwerer, denn sie war jetzt Alleinerziehende von zwei Kindern. Das dritte Kind, die Therese, hatte als Kriegswaisenkind einen guten Platz bei einer Schweizer Familie bekommen. Später, als sie erwachsen war, kam sie hin und wieder auf Besuch nach Wien. Als ich sie zum ersten Mal sah, war ich sechs Jahre alt. Sie muss damals siebzehn gewesen sein.

Da passierte das Unglück, das mir beinahe das Leben gekostet hätte. Mutter, Resi und ich waren auf der Landstraße unterwegs zum Schuhe kaufen. Wir kamen aber nicht bis zum Schuhgeschäft (Delka), denn auf der Kreuzung Landstraße / Gärtnergasse stieß uns ein großer Lastwagen zu Boden. Ich kann mich nur an eine grüne Bordwand des LKW erinnern, dann wachte ich auf, als mich jemand mehrmals per Namen rief. Mein Kopf tat mir furchtbar weh. Wie durch einen Schleier sah ich Leute in weißen Mänteln, die sich über mich beugten und dauernd auf mich einredeten. Ich konnte nur nicht antworten. Dann wurde ich wieder bewusstlos. Als ich endlich wirklich zu mir kam, lag ich in einem Krankenbett des Mautner-Markhof-Kinderspitals mit dem Kopf auf Eisbeuteln.

Was war geschehen? Der Lastwagenchauffeur wollte noch schnell in die Kreuzung einfahren, ohne zu schauen, ob noch Leute auf der Straße sind. Mutter fiel nach hinten. Sie hatte Glück – ihre Frisur (Haar Dutt) hat den Aufprall auf das Pflaster gedämpft. Sie blieb unverletzt. Resi kam auch ohne Verletzung davon. Es wurde ihr nur das Kleid zerrissen. Aber mich hat es voll erwischt. Ich stürzte unter den Lastwagen und lag vor dem

Doppelrad. Einen Ruck weiter und mein Kopf wäre zermalmt worden. Wie lange ich mit Gehirnerschütterung im Spital lag weiß ich nicht – es kam mir unendlich lang vor. Ich kann mich aber gut erinnern, wie mich Resi an einem sonnigen Tag abholte, mich an der Hand nahm und nach Hause brachte. Resi erzählte mir auf dem Heimweg, was am Unfalls Tag passiert war und wie man mich zuerst ins Klosterspital, ganz in der Nähe des Unfallortes gebracht hatte. Von dort hat man mich in das Mautner-Markhof- Kinderspital überstellt.

„Mami wäre auch mitgekommen, um dich abzuholen, aber sie hat eine neue Arbeit bekommen. Sie ist beim Dr. Renner in der Kübeckgasse als Haushälterin aufgenommen worden. Es sind dort noch zwei Frauen beschäftigt. Sie muss also nicht sehr viel arbeiten. Meistens kocht sie für die Familie.“

Herr Kurt Renner war verwandt mit dem Bundespräsidenten. Er war damals ein hoher Beamter in der Nationalbank. Das einzige Kind hieß Kurti, ein echter verwöhnter Bengel in meinem Alter, der die ganze Familie einschließlich des Dienstpersonals terrorisierte. Er machte auch beim Essen „Manderln“ und wollte nichts zu sich nehmen. Mami nahm mich einmal mit zu dieser reichen Familie und ich zeigte dem kleinen Kurti, wie man ordentlich bei Tisch sitzt und alles aufisst. Ich musste dann öfters zu den Renners mitkommen. Kurti wurde mein Freund und Spielkamerad. Er besaß eine elektrische Eisenbahn mit einem Schienenstrang durch zwei Zimmer. Obwohl ich ihn um dieses Luxusspielzeug beneidete, bedauerte ich ihn gleichzeitig, denn die Ungebundenheit, das Herumlaufen und Spielen im Freien war mir lieber.

Mami und mein Bruder Hansi kamen fast gleichzeitig nach Hause. Hansi war damals Lehrbub in einer Metallgießerei in der Erdberger Lände. Der Beruf Formen- und Metallgießer war sehr anstrengend, deshalb kam er immer müde und abgerackert nach Hause. Er war aber trotzdem niemals unverzagt und nie schlecht gelaunt. Wenn er die Wahl gehabt hätte, wäre sicher ein leichterer Beruf sein Ziel gewesen. Aber zu dieser Zeit musste man froh sein, überhaupt eine Lehrstelle zu bekommen. Ein Studium an einer höheren Schule war damals für arme Leute kaum leistbar.

Reserl war mit dem Aufdecken schon fertig, so konnten wir uns bald zum Abendessen hinsetzen. – Es dauerte diesmal länger bis zum Schlafengehen. Hansi erzählte von seinem Arbeitstag im Gießereibetrieb und Mami von ihrer neuen Tätigkeit im Haushalt der Familie Renner.

Unsere Wohnung im Hause Erbergstraße 15 bestand nur aus zwei Räumen – einer ganz großen Wohnküche, in der man sich tagsüber aufhielt, ein Vorzimmer gab es nicht. Von der Eingangstür kam man vom Gang direkt in die Küche. Das große Fenster zur Parkgasse ließ viel Licht herein. Als kleiner Knirps erklomm ich oft das Fensterbrett. Die Gefahr, aus dem Fenster zu fallen, gab es nicht, denn es war durch ein starkes eisernes Gitter abgesichert. Unsere Wohnung war eigentlich ein Teil einer größeren Wohnung. In der Küche gab es eine kleine, immer versperrte Tür und im Wohn-Schlafzimmer konnte man den oberen Teil einer großen Doppeltüre sehen. Durch die Eingangstüre zur Küche (normal groß) kam man hinaus zu einem breiten Gang (uralter Bretter-Fußboden), dort befand sich die Bassena und ein abenteuerliches Clo. Man konnte dieses nicht als WC bezeichnen. Es war nur ein Plumpsklo, zu dem man über drei Holzstufen emporklettern musste. Großes breites Sitzbrett, fast wie ein Tisch, mit Abort-Deckel. Es gab zwar eine Art Wasserspülung, die, wenn sie funktionierte, mit gewaltigem Rauschen in den großen trichterartigen Blechabfluss hinabstürzte. Aber die ganze Anlage war trotzdem ein Plumpsklo, welches in vergangenen Jahrhunderten als komfortabel galt.

Bei Tag ließ das große Gangfenster viel Licht herein, doch auf der Wendeltreppe, über welche man in den Hof gelangte, war es immer halbdunkel. Die elektrische Beleuchtung war spärlich und in der Wohnung gab es überhaupt keinen Strom.

Von unserer Wohnung konnte man nicht nur über die Wendeltreppe, sondern über einen langen Gang anders in das Stiegenhaus und von dort in den Hof gelangen. Früher wird hier sicher der Prunkeingang gewesen sein, denn dieses Haus war in vergangener Zeit ein herrschaftlicher Bau – vermutlich ein Jagdschloss in der Nähe der Praterauen. Durch ein großes, hufeisenförmiges Tor gelangte man dann von der Erbergstraße in einen großen, mit unregelmäßigen Steinen bepflasterten Hof. Links vom Tor befand sich das Gasthaus Müller und rechts die Drogerie Fries. Hinter diesem Geschäftsladen war unsere Wendeltreppe. Im ersten Stock

kam man zu einem jüdischen Betsaal. An manchen Tagen konnte man von dort gedämpft monotonen Gemurmel und jammernde Gesänge hören. Wir trafen aber diese dunklen Gestalten nur selten, denn diese arroganten Juden kamen meistens über die Prunktreppe von der anderen Hofseite daher.

Der Hinterhof wurde durch eine hohe Mauer abgeschlossen, welche wahrscheinlich noch älter als die anderen Baulichkeiten waren. Sie war aus Ziegeln und zum Teil aus Natursteinen zusammengefügt. An der Krone dieser mächtigen Mauer konnte man Zinnen erkennen – vielleicht Reste einer uralten Befestigungsanlage. Erst in meinen Kindheitstagen wurde mir bewusst, in welchem romantischen Milieu ich aufwuchs.

Da unsere Mutter tagsüber immer arbeiten musste, um unser bescheidenes Leben zu finanzieren (die Alimente, die mein Vater zahlen musste, reichten nicht) wurde ich in den Kindergarten gebracht. Von diesem Kindergarten habe ich gute und weniger gute Erinnerungen. Die guten: Es gab dort einen großen Spielplatz gleich anschließend beim Arenberg Park. Die Spielzimmer im Gebäude waren hell und geräumig. Die weniger guten und die schlechten Erinnerungen: Das Essen schmeckte nicht. Mittags mussten wir auf einer Pritsche schlafen. Es musste absolute Ruhe herrschen. Ich hatte einmal ein grausliches Erlebnis. Unabsichtlich verschüttete ich ein Heferl Kakao. Dafür wurde ich bestraft. Nach einer Ohrfeige von der Kindergartentante musste ich die Kakaolacke von der Tischplatte auflecken. Daraufhin wurde mir speiübel im wahrsten Sinn des Wortes. Wegen aller möglichen Kinderkrankheiten war der Kindergarten manchmal geschlossen. Wie fast alle Kinder bekam ich in diesen Jahren Masern, Mumps und Feuchtblattern. Scharlach und Diphtherie blieben mir zum Glück erspart. Manchmal musste ich mit hohem Fieber das Bett hüten. Wahrscheinlich waren die Erkältungen. Mani musste dann zu Hause bleiben, um mich zu pflegen. Wenn das Geld nicht reichte, ließ sie beim Greissler anschreiben oder verpfändete die silberne Armbanduhr.

Wenn mein Bruder Hansi Zeit hatte, war er immer für mich da. Er nahm mich überallhin mit und betreute mich zeitweise schon, als ich noch im Kinderwagen lag. Mir ist noch in dunkler Erinnerung, wie ich inmitten einer Schar Kinder auf der Praterwiese im Kinderwagen mit dabei war.

Oft wurde ich im Laufschrift über die holprigen Wiesen geschoben. Mami wäre entsetzt gewesen! Es gab in der Praterau bei der Jesuitenwiese einen Graben. Wahrscheinlich ein Überbleibsel eines alten Donauarmes. Dort konnte man mit dem Fahrrad runter und rauffahren. Desgleichen auch mit dem Kinderwagen. Das war so lustig für mich, dass ich mich sogar noch daran erinnern kann, ein paar Jährchen später.

Meine Kinderwagenzeit war vorbei. Zu meinem fünften Geburtstag bekam ich zwei grandiose Geschenke: Ein Schaukelpferd und einen roten Schlitten. Das Pferdchen schenkte mir Großvater aus Mistelbach und den Schlitten hatte sich Mami abgespart. Auch eine Erinnerung. Er zierte das Schaufenster des Sanitärartikel Geschäftes KOCANDERLE – POTOZNIK auf der Landstraßer Hauptstraße. Ich glaube dieses Geschäft gibt es heute noch.

Der Winter 1928/29 war außergewöhnlich streng. An manchen Tagen fiel die Quecksilbersäule unter die 30° - Markierung. Bei der Drogerie Fries war ein großes Thermometer montiert – ein Blickpunkt für die Passanten und die auf die Straßenbahn wartenden Leute. Bei unserem Haus war die Haltestelle der Straßenbahnlinie J. Hansi brachte die Neuigkeit aus der Bude (damalige Bezeichnung f seiner Arbeitsstätte) nach Hause: Die Donau ist durch den Eis- stoß bei Wien total zugefroren! Das mussten wir sehen. Trotz der grimmigen Kälte marschierten wir durch den Prater zur Reichsbrücke, die früher Kronprinz-Rudolf-Brücke hieß. Der neue rote Schlitten mit einer warmen Decke wurde abwechselnd von mir und von Hansi gezogen. Einige Male durfte ich mich draufsetzen. Die Bundeswehr hatte nahe der Donau beheizte Bretterhütten aufgestellt. Dort wurde kostenlos heißer Tee ausgeteilt. Ein humanitärer Einsatz der Soldaten. Eigentlich waren nicht sehr viele Leute am Donauufer, um das gewaltige Naturwunder des zugefrorenen Stromes anzuschauen. Wahrscheinlich war es den meisten Menschen zu kalt an diesem Tag. Von der Brücke aus hatte man die beste Aussicht auf die Donau. Über die uralten, ausgetretenen Wendeltreppen in den Türmchen der Brücke konnte man hinaufkommen. Riesige übereinander geschobene Eisplatten oder steil aufragend, soweit man schauen konnte. An manchen Stellen hatte man das Eis planiert, sodass sogar Fuhrwerke ans andere Ufer fahren konn-

ten. Wie wir dann von diesem abenteuerlichen Ausflug nach Hause gekommen sind, kann ich nicht mehr sagen. Sicherlich waren wir hundemüde und total verfroren.

Mein großer Bruder Hansi war, obwohl selbst noch Halbwüchsiger, mein großes Vorbild. Alles was er sagte war für mich richtig und regte mich zur Nachahmung an. Ich brauchte keinen Vater. Hansi war mein Spielkamerad, der, wenn es seine Zeit erlaubte, immer für mich da war. Als ich kaum vier Jahre alt war, nahm er mich mit ins Pfadfinderheim in der Reisner Straße. Das Heim befand sich im Souterrain und bestand aus mehreren Räumen, die von den Pfadfindern schön adaptiert waren. Interessante Bilder hingen an den mit Holz verschalten Wänden – gemalt oder gezeichnet und dazwischen viele Fotos vom Lagerleben. An den Heimabenden, zu denen wir uns ein oder zweimal in der Woche trafen, wurde gesungen, gespielt und oftmals auch gerauft – aber niemals hass erfüllt und grob. Wir lernten die Seilknoten, welche man beim Klettern im Gebirge und auch bei der Schifffahrt verwendet. Die wichtigsten: Der Zauberknoten und die Rettungsschlinge, welche bei der Seefahrt Kreuzknoten bzw. Palstek heißen. Ich war damals sicher der jüngste Wölfling von ganz Wien beim Österreichischen Pfadfinderbund. Als ich dann mit sieben Jahren in die Volksschule kam, habe ich viele Mitschüler und Freunde ins Pfadfinderheim in der Reisner Straße mitgenommen. Die meisten Buben waren begeistert und wurden bei uns Neulinge (so nannte man die frisch aufgenommenen Wölflinge oder Pfadfinder).

Als Erstklässler in der Volksschule Siegl Gasse lernte ich viele Buben kennen und einige wurden gute Freunde. Mit ihnen traf ich mich dann fast täglich beim Ballspielen in der Parkgasse, gleich hinter unserem Haus. Dort war die Gasse breiter, wo diese hohe Mauer an der Hinterseite unseres Hauses emporragte. Verkehr gab es dort fast gar keinen. Manchmal rumpelte ein Pferdefuhrwerk mit einer Ladung Holz und Kohlen an unserem Spielplatz vorbei. Das störte uns aber nicht. Im Gegenteil, es war eine Abwechslung, die wir nützten. Wir fuhren, hinten an der Bordwand hängend, ein Stück mit – bis zur nächsten Holz- oder Kohlenhandlung. Dann liefen wir wieder zurück zum Spielplatz. Es war wie selbstverständlich, dass wir uns dort an wettergünstigen Nachmittagen trafen,

nicht nur mit Gummibällen und „Fetzenlaberl“, sondern auch Reifen oder Wolferltreiben, sowie das Geschicklichkeitsspiel mit dem Diabolo. Letzteres war aber damals mehr den Mädchen vorbehalten. Die neuen Freunde, der Lahner Willi und der Standeisky Hansi kamen fest täglich zu unserem Treffpunkt in der Parkgasse, später gesellte sich noch der Pfisterer – Blemertz Schani dazu. Der war der schlimmste und ideenreichste der Erdberger Platte. So nannten wir uns stolz als Vereinigung von Straßenbuben. Es liefen noch einige andere Lausbuben mit uns mit, deren Namen mir nicht mehr einfallen.

Zum Donaukanal hinunter war es nur ein Katzensprung. Es gab dort einen Besslerpark. So nannte man damals eine Parkanlage mit spärlichem Strauchwerk und einigen Bänken. Die Rotunden Brücke war nahe. Dort war die Mündung eines Hauptsammelkanals, wo wir öfters zwischen den Steinen der Uferbefestigung Ratten beobachten konnten. Das weckte unsere Jagdlust. Wurftaugliche Kieselsteine wurden aufgesammelt und die Ratten damit bombardiert. Volltreffer gab es aber selten, denn die Kanalaratten waren unheimlich flink und versteckten sich flugs unter den Ufersteinen.

Im Jahre 1930 hatte für mich ein neuer Lebensabschnitt begonnen – Kindergarten passe, Unfall mit Riesenglück gut überstanden, sodass ich die erste Klasse der Volksschule besuchen konnte. Das war sehr aufregend, und ich hatte, wie ich mich erinnere, das Gefühl, nun beginnt für mich ein neues Leben. Aus allen Richtungen kamen die Erstklässler, geleitet von ihren Eltern. Mit neuen aber noch leeren Schultaschen auf dem Rücken. Mich begleitete Schwester Resi zum ersten Schultag in die Volksschule Siegelgasse. Es war nicht weit dorthin. Jedes Kind musste der Frau Lehrerin seinen Namen sagen und bekam von dieser seinen Platz in der Schulbank zugewiesen. Erst als alle Kinder ihren Platz besetzt hatten, wurden die Kinder und die Begleitpersonen von der Lehrerin begrüßt. Nach einer kleinen Ansprache durften wir nach Hause gehen. Das war mein erster Schultag und der Beginn eines neuen Alltags. Schwester Resi blieb noch bis zum Frühjahr 1931 bei uns, dann konnte sie wieder zurück in die Schweiz, wo sie eine neue Heimat bei ihren Zieheltern in Bern gefunden hatte. Bruder Hansi war nun ausgelernter Former und Metallgießer, nachdem er seine Gesellenprüfung mit Auszeichnung abgelegt hatte.

Bei einem Großprojekt seiner Firma in der Türkei – Errichtung eines Denkmals – war er noch dabei, dann erhielt er den Assentierungsbefehl zum tschechischen Militär und musste sich bei der Tschechoslowakischen Botschaft melden. Er war, wie sein Vater in Bergen bei Nikolsburg / Südmähren zuständig, und galt deshalb als tschechischer Staatsbürger, obwohl er noch nie dort war. Die Zeit war schlechter geworden. Es gab wieder Arbeitslose. Auch die Gießerei, in der Hansi arbeitete musste Personal abbauen. So machte ihm die Einberufung zum Militär nach Brünn nicht viel aus. Für die nächsten zwei Jahre, glaube ich, war er versorgt und lernte fremde Sitten und Gebräuche, vor allem aber eine neue Sprache kennen. Er spürte aber auch den Hass und das Misstrauen zwischen der tschechischen und der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakei, und einmal sogar am eigenen Leib. Einmal wurde er von einem Unteroffizier zusammengebrüllt und mit „du deutsches Schwein“ betitelt. Hansi konnte sich gegenüber dem Schikanierer nicht zurückhalten und schrie zurück: „Sie tschechisches Schwein!“ Diese Unbeherrschtheit brachte ihm vierzehn Tage Dunkelhaft ein. Noch dazu im berüchtigten Gefängnis am Spielberg in Brünn. Er musste aber zum Glück nur ein paar Tage absitzen, weil man ihn bei den Schimeisterschaften der Tschechischen Armee brauchte, da er einer der besten Schiläufer seiner Einheit war.

Nach dem Abrüsten vom tschechischen Militär kam Hansi wieder nach Wien zurück. Da er aber hier keinen Arbeitsplatz fand, fuhr er wieder zurück nach Tschechien. Dort arbeitete er ein Jahr lang bei einem dieser Kupferschmieden in Aussig an der Elbe.

Seit ich zur Schule ging hatte ich viele Freunde und brauchte Bruder Hansi nicht zu sehr vermissen, wenn er nicht da war. Ständeisky Hansi wurde mein bester Freund. Er wohnte in der Kübeckgasse in der Nähe der Familie Renner, wo Mutter im Dienst war. Ständeisky war der erste Freund, den ich zu den Pfadfindern und zum Turnverein mitnahm. Standy, wie er genannt wurde, war ein angenehmer Kamerad, aber sehr ungeschickt und von zu Hause aus sehr verwöhnt. Mit seiner Mutti und seiner Oma konnte er machen, was er wollte. Sie waren ihm ausgeliefert, denn die strenge Hand des Vaters war nicht da. Er war ein uneheliches Kind eines damals sehr bekannten Fleischhauers der Markthalle bei der

Landstraßer Brücke. Stastnik zahlte zwar Alimente, aber man sah ihn nie. Die Ständeiskys stammten von einer vornehmen serbischen Familie ab. Es wurde aber auch zu Hause nur reines Kauderwelsch gesprochen.

Die Familie Renner verbrachte alljährlich die Ferien (Sommerfrische) in Großmain. Dort hatten sie einen Zweitwohnsitz mit einem großen Garten. Für einige Wochen war dann Mami nicht zu Hause, weil die Renners alle Bediensteten zur Sommerfrische nach Großmain mitnahmen. Ich wurde dann vom Mistelbacher Großvater abgeholt und durfte meine Ferien in Mistelbach verbringen. Ich hatte dort einen guten Freund, den Englisch Franz. Der wohnte gleich gegenüber dem Haus meiner Großeltern. Der Franz war etwas älter als ich und ein sehr geschickter Bursch. Von ihm konnte man allerhand lernen, zum Beispiel den Handstand mit Laufen auf den Händen – sogar abwärts über Stiegen. Das konnten wir zu zweit, fast wie die Zirkusartisten.

Im Mistelbacher Garten stand ein schönes, gemütliches Salettl, welches mit Bildern aus Illustrierten austapeziert war. Dort setzte ich mich gerne hinein und machte meine Fleißaufgaben auf Geheiß meines Onkels Leopold. Der Poldl Onkel, der jüngere Bruder meines Vaters war immer gut gelaunt und ich schätzte ihn auch als Spielkameraden. Leider war das Verhältnis zu meinem Vater nicht so. Den sah ich meist nur kurz, wenn er sich mit seiner neuen Frau verabschiedete.

Selten verbrachte ich die ganzen Ferien in Mistelbach, denn es gab ja auch die Pfadfinderlager, bei denen ich unbedingt dabei sein wollte, denn der Tageablauf war dort für und Buben immer sehr spannend und abwechslungsreich. Allen gefiel das spannende Lagerleben – geweckt durch Trompetensignale – rasch Aufstehen und im Laufschrift zur nächsten Waschgelegenheit, meistens war es ein beim Lagerplatz vorbeifließender Bach. Dann kam Strammstehen beim Fahnenmast mit Pfadfindergruß, Vorlesen des Tagesplans, und nach dem Frühstück ging es los, meist mit abenteuerlichen Geländespielen – Aufspürung und Verfolgung von „Übeltätern“ etc.

Einmal im Lager Helenental beim Hajek – Bauern hatte ich großes Glück, dass mir nichts passierte. Ich war der Verfolgte und wurde im Wald gesucht. Als ich entdeckt wurde, gab ich nicht auf und flüchtete weiter. Bei